Ingeburg Hölzer

»IM SOMMER 1944 WAR ICH GERADE 20 JAHRE ALT ...«

Aus dem Tagebuch einer jungen Frau

Engelsdorfer Verlag
2010

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://www.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-86901-939-0

Copyright (2010) Engelsdorfer Verlag
Alle Rechte bei der Autorin
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

10,00 Euro (D)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Vorwort

20 Jahre nach Ende des 2. Weltkrieges gab ich einem Kölner Journalisten Einblick in mein Kriegstagebuch mit der Frage, ob Teile daraus veröffentlicht werden können. Der Journalist erklärte mir, das Ganze sei nicht sensationell genug, es gäbe darin zu wenig Tote, und die Menschen hätten bestimmt kein Interesse an meinen Erinnerungen.

So landete mein Tagebuch wieder im Schubfach, und dort lag es weitere 30 Jahre, bis nun der Zeitpunkt naht, an dem ein halbes Jahrhundert seit Kriegsende dahingegangen ist.

Jetzt können wir täglich Tote, Verletzte, Verstümmelte im Fernsehen betrachten. Ob das wohl genügt? Ob man jetzt meine Aufzeichnungen lesen möchte, mein Zeitzeugnis über das letzte Kriegsgeschehen als Soldatin, die Nöte danach, über 15 Jahre Leben in der DDR ?

Die stattgefundene Wiedervereinigung Deutschlands erlaubt es mir nun, ohne Bedenken über die Flucht aus der DDR und über den Neuanfang in Köln zu berichten.

Die Zeilen in Kursiv-Schrift sind Originaltexte aus meinem Kriegstagebuch, welches im August 1945 endet.

Detmold, im Januar 1994
Ingeburg Hölzer, geb. Beuchelt.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Den Sommer 1944 – ich war damals gerade 20 Jahre alt – verbrachte ich auf dem Rittergut Gollmitz bei Prenzlau in der Uckermark. Das Gut – ungefähr 3000 Morgen groß – gehörte einer Gräfin von Arnim, wurde aber von einem 'Ritterschaftsbeamten' bewirtschaftet. Dessen Ehefrau, nur sechs Jahre älter als ich, war meine zweite Lehrfrau in der »Ländlichen Hauswirtschaftslehre«, die ich im Oktober 1943 auf einem winzigen Bauernhof in Pommern begonnen hatte, um mich auf das Landfrauendasein vorzubereiten; denn Jürgen, mein Verlobter seit Dezember 1943, war Gutsinspektor.

Das Leben in Gollwitz war äußerst harmonisch. Mit Frau Haars, einer schönen, klugen und tüchtigen Frau, verstand ich mich sehr gut. Zwei reizende Kinder von drei beziehungsweise fünf Jahren schloß ich sofort in mein Herz, und die Geburt des dritten Kindes erlebte ich am Rande mit.

Arbeit gab es in Hülle und Fülle, der Tag begann sehr früh, wie auf dem Lande üblich. Aber es machte mir alles Spaß. Eine Woche lang hatte ich Küchendienst und wirtschaftete an einem Riesenherd mit Holzfeuerung. Die andere Woche übernahm eine junge Polin die Küche und ich das Geflügel, von dem es jede Menge und alle Arten gab. Was an Zeit übrig blieb, verschlang der Garten, und das machte mir am meisten Freude. Besonders schön war es sonntags, wenn ich

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

am zeitigen Nachmittag zur Kutschfahrt über die Felder eingeladen wurde. Herr Haars, der sympathische, überaus arbeitsame Ritterschaftsbeamte, examinierte mich dann. Ich mußte lernen, auf den ersten Blick Hafer, Gerste, Winterweizen usw. zu unterscheiden.

Vom Krieg merkten wir verhältnismäßig wenig. Es gab kaum Fliegeralarm, und trotz dieser und jener Einschränkung wurden wir alle noch prächtig satt.

Jürgen arbeitete zu dieser Zeit als Inspektor auf dem Gut Reichenberg im Oderbruch. Als dreizehnjähriger Junge hatte er eine Knochenmarksentzündung am Stirnbein erlitten. Zurück blieben häufige starke Kopfschmerzen. Er wählte den Beruf des Landwirts, weil die Kopfschmerzen durch frische Luft etwas gelindert werden konnten. Über der Nasenwurzel fehlte ihm ein etwa Fünf-Mark-Stück großes Knochenteil. Hinter der narbigen Haut konnte man die Schlagader pochen sehen. Aus diesem Grund hatte man ihn bei allen Waffengattungen – und er hatte sich überall beworben – als untauglich abgelehnt. Er vertrat in Reichenberg den Rittergutsbesitzer, einen höheren Offizier, voll und ganz bei der Bewirtschaftung des Gutes.

So verging der schöne, harmonische Sommer in der Vorfreude auf die bevorstehende Hochzeit, der wir nach Abschluß meiner Lehre entgegenfieberten.

Da traf mich aus heiterem Himmel die Einberufung zur Wehrmacht als Flaksoldatin. Am 17.10.1944 erhielt ich die Aufforderung, mich am 20.10. in Stralsund einzufinden. Nach hektischer Packerei rollte ich bereits in frühester Morgenstunde des nächsten Tages mit der Kutsche zum Bahnhof, hinter mir blieb der schöne Hof Gollwitz

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

mit all den lieben Menschen zurück, wo ich gelernt und gearbeitet hatte. Jürgen hatte sich freimachen können, wir trafen uns in Berlin und fuhren zunächst zusammen in meine Heimat nach Schwarzenberg im sächsischen Erzgebirge. Nur einen Abend und einen Tag konnten wir dort im Kreise meiner Lieben verbringen. Nach schwerem Abschied von meiner tapferen, lieben Mutter rollte der Zug nach nur zwei Stunden Schlaf wieder gen Norden. In Eberswalde dann die bittere Trennung von Jürgen!

21.30 Uhr erreichte ich Stralsund. Dort trafen Hunderte von Mädchen ein, und es schloß sich ein gemeinsamer, ermüdender sechs Kilometer Marsch in die Kaserne an. Die Mädchen aus Königsberg waren schon zwei Tage unterwegs gewesen. Nun glaubten wir, endlich schlafen zu dürfen, aber weit gefehlt!

Hier Personalaufnahme, dort Deckenfassen und Eßgeschirr und vieles mehr bis 1.30 Uhr in der Nacht. Kurzer, kalter Schlaf bis 4.30 Uhr, dann eine Hetzerei nach der anderen: Untersuchung, Einkleidung (Helm, Schutzanzug, »Hundemarke«), Essenfassen (das erste Kommißbrot). Mittags schleppten wir unser schweres Gepäck zum Bahnhof und fuhren um 16.30 Uhr mit einem Sonderzug von Stralsund ab. Nach einer kalten, fast 24-stündigen Fahrt mit langen Haltezeiten unterwegs auf freier Strecke erreichten wir am Sonntag, den 22.10.1944 Danzig. Nach einer Ansprache des Kommandanten wurden wir 360 Mädels in Gruppen zu 60 eingeteilt und in die einzelnen Übergangslager gebracht. Endlich nun gab es ein Bett, Essen, Waschgelegenheit, ein Klo und zwölf Stunden Schlaf. Man fühlte sich erlöst, wenn auch Primitivität erstes Wort, »Hygiene« das letzte Wort sind.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Im ersten 'Soldatenbrief' nach Hause schrieb ich unter anderem: *Liebe Mutti, ich danke Dir, daß Du mich nicht weichlich erzogen hast. Durch die Zeit in der Fremde bin ich doch schon hart geworden. Wieviel schwerer haben es die anderen Mädels... .*

Eine Woche lang wurden wir unterrichtet (Diensträange, Grußvorschriften und ähnliches) und auf unsere Fähigkeiten überprüft. Es stellte sich bald heraus, daß ich mich als Horcherin eignete. Stundenlang übten wir am Horchgerät die richtige Führung des Apparates: nur wenn die Lautstärke des erzeugten Geräusches (in Zukunft also der Motorenlärm des feindlichen Flugzeuges) von beiden Ohren gleichmäßig gehört wird, und wenn man das Gerät entsprechend führt, kann im Ernstfall der Scheinwerfer das Flugzeug erfassen, denn er wird mit dem Horchgerät gekoppelt sein.

Noch wohnten wir in Danzig-Heubude in einer Schule, hatten verhältnismäßig viel Freizeit, viel mehr als ich gewohnt war. Die Kameradschaft half über vieles hinweg. Wir alle kamen aus den Jahrgängen 1920 bis 1924 und stellten daher eine bunte Mischung dar: hier Abiturientinnen, da zum Teil sehr schmutzige, verlauste Mädchen, aus ganz anderen Verhältnissen kommend. Ich glaube, es war mehr Selbsterhaltungstrieb als Hochmut, daß wir Abiturientinnen sehr schnell zusammenfanden. In all den oft sehr düsteren, kalten, ermüdenden Lebenssituationen half doch immer nur das Zusammenhalten Gleichgesinnter, mit denen man ein Gespräch führen und sich gegenseitig aufrichten konnte.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Am 29.10.1944 wurden wir den verschiedenen Aufgaben zugeordnet. Wie erwartet kam ich zur Abteilung der Horcherinnen, das hieß Trennung von neu gewonnenen Freundinnen und Umzug in eine graue, kalte und ungemütliche Baracke. Neue Gesichter! Leider wurde ich als Verantwortliche eingesetzt, wozu ich gar keine Lust hatte, brachte mir diese Stellung doch fortwährend Ärger ein, wenn ich Ordnung predigen mußte. Schwer fielen mir die Umstände beim Essen. Nach der vollendeten Tischkultur bei den Mahlzeiten in Gollwitz wurde hier vom blanken Tisch oder aus dem Papier gegessen. Dennoch fanden wir uns recht flexibel in jede Situation hinein. Schon zwei Tage später steht in meinem Tagebuch:

Draußen ist es mies, kalt, regnerisch, drinnen gemütlich. Der Ofen brennt, man ist mit der ganzen Baracke so recht in die Erde gekuschelt. Die Aussicht am Fenster besteht aus einer geflochtenen Weidenmauer und ein wenig Himmel. Man hat so ein Gefühl der Geborgenheit.

Wenige Tagen später mußten wir die Baracke wieder räumen, sie wurde der Wanzen wegen begast. Ein paar Tage in einer Schule, wieder eine andere Baracke, so ging das weiter. Ende November 1944 waren wir Horcherinnen neunmal umgezogen, bekamen aber als Ausgleich für diese mißlichen Umstände eine Belohnung: Die Kanonenbatterie hatte zu einem Batteriefest geladen, und fünfzehn Horcherinnen durften der Einladung folgen. Das war sehr aufregend! Wir trugen außerhalb des Dienstes RAD (Reichsarbeitsdienst)-Kostüme, nun sollten die Blusen wenigstens frisch sein, und die Rocklängen wurden plötzlich auch sehr wichtig.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Wir waschen, bügeln, nähen bis tief in die Nacht hinein. Es wird unmenschlich viel diskutiert, aber die Vorbereitungen machen Spaß. 20 Uhr holt uns der Leutnant ab. Mit etwas Skepsis gehen wir hin, aber es ist recht nett. Ich wünsche mir nur, mal wieder richtig zu tanzen. Als wir uns an die leeren Tische verteilen und ich so ein bißchen verlassen dasitze, kommt ein Tänzer in Form eines Wachtmeisters, welcher den Laden organisiert. So tanze ich tüchtig, immer hintereinander weg. Er ist ja ganz nett, aber ein Berliner mit etwas »verdorbener« Tanzweise. Zu trinken und Gebäck gibt es auch, nur schade, daß um 24 Uhr genau Schluß gemacht wird. Hinterher geht das »Mädchenpensionat« treu und brav gemeinsam nach Hause, und als ich mit dem Wachtmeister drei Meter vom Weg abgehe, um zu kürzen, werden wir schon zurückgerufen. Herrlicher Kindergarten, aber doch eine lustige Abwechslung.

Die meiste Zeit verbrachten wir Horcherinnen beim Üben an den Horchgeräten. Das war oft langweilig, weil immer nur eine am Gerät tätig sein konnte, und vor allem war es oft sehr kalt. Aber die dicken Männeranzüge der Luftwaffe wärmten schon gut, zumal sie uns viel zu groß waren.

Wir sehen wie die Teddybären aus. Ihr würdet euch kugeln, wenn Ihr mich sehen würdet. Schönheit der Arbeit! schrieb ich nach Hause.

Unsere Stellung lag auf einer Düne direkt am Meer. Ich liebte die Ostsee aus vielen Ferientagen, die wir in Pommern verbracht hatten. Jetzt erlebte ich das Meer und die Küste im Oktober und November. Noch nie vorher hatte ich in dieser Jahreszeit so lange und täglich und bei jeder Wetterlage im Freien verbracht. Und ich hatte Muße zum Schauen.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Das sonst so sonnige Meer scheint jetzt kalt und unfreundlich, nur der ewige Klang der kleinen, lustigen Wellen ist der gleiche. Man braucht nur die Augen zu schließen, und schon steigen all die schönen Stunden, Ferien-, Friedenstage voller Sonnenschein und Lachen in der Erinnerung auf. Ich muß an die Flak-übungen denken, die wir bei unseren Seeaufenthalten vor dem Krieg in den pommerschen Dörfern oft beobachteten. Wer hätte gedacht, daß ich einmal dazugehöre? Aber auch jetzt im Herbst ist die Natur schön. Die Birken leuchten gelb zwischen den dunklen Kiefern hervor, der Himmel scheint blau und golden, später zart rötlich, als wolle er uns zum Bewußtsein bringen: Wo Du auch bist, kleiner Mensch, ich bin überall gleich schön, Du mußt mich nur suchen und erkennen, Du mußt all das Trübe und Trostlose auf der Erde, all das Schwere nicht beachten, sondern überall das Schöne und Gute suchen. Es ist überall, und Du siehst es, wenn Du nur willst, so wie der Himmel in Krieg und Frieden, in schönen wie in harten Tagen gleich schön ist.

Kurt(chen) Glinkchen, unseren Ausbilder, muß ich noch erwähnen. Er war ein stets freundlicher, ausgeglichener Mann, kein Typ zum Verlieben, aber wir mochten ihn alle gern. Er betreute und tröstete uns und verstand uns Mädels in unserer 'artfremden' Situation. *Mit ihm geht alles gemütlich her, die anderen wollen nur angeben.*

Ich selbst hatte noch eine andere, ganz persönliche Hilfe: Gleich beim ersten »Wehrbetreuungstag«, also einem teilweise dienstfreien Tag, fuhren wir ins 'Volksbad', dem öffentlichen Wannenreinigungsbad. Das lag in der Weidengasse, und genau dort hatte meine geliebte Cousine Elisabeth ihre Studentenbude. Das war ein freudiges Wiedersehen gewesen! Und so oft ich konnte, wusch ich bei ihr meine Wäsche, klimperte ein bißchen am Klavier, aß mal etwas

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

'Ziviles' und fühlte mich wieder menschlich. Sie half mir auch sehr, indem Jürgens Briefe über ihre Adresse liefen, sonst hätte ich sie durch unser ständiges Umziehen immer nur verspätet erhalten.

Am 3.12.1944 hatte ich Heiratsurlaub beantragt nach Vorlage der schriftlichen Einwilligung meiner Mutter zur Heirat, denn ich war noch nicht 21 Jahre alt. Von da an lebte ich in größter Spannung. Die Hochzeit sollte Weihnachten in Schwarzenberg stattfinden. Meine Lieben zu Hause hatte ich mit einem »Heiratsmobilmachungsbrief« aufgescheucht. Da tauchten viele Fragen auf: Hochzeitskleid, Gästefrage, Ernährungsprobleme und vieles mehr mußten per Post geklärt werden. Und: Jürgen lebte im Oderbruch, seine Mutter als Stabsführerin des Roten Kreuzes in Krakau, ich in Danzig. Die Organisation des Ganzen, das Zustandekommen des allseitigen Urlaubs, all das war äußerst schwierig. Dazu die quälende Frage: Wieviel Urlaub bekomme ich? Zehn Tage? Zwölf Tage? Wie wichtig! Wir hofften doch auf sofortige Schwangerschaft und damit auf Beendigung meiner Flaksoldatenzeit.

Aber soweit war es noch nicht. Zunächst bemühten wir uns, die Adventszeit ein bißchen schön zu gestalten. Das war nicht ganz leicht. Am 4.12. wurden wir gegen Typhus geimpft, wobei ich ohnmächtig wurde. Zwei Tage später gab es erneut eine Umstellung für alle. Zwölf 'Maiden', wie wir in Anlehnung an die Arbeitsmaiden des Reichsarbeitsdienstes genannt wurden, sollten zum Horchlehrgang, das heißt zur Ausbildung am modernen Funkmeßgerät, nach Baden bei Wien abkommandiert werden. An sich hatte ich das auch gewollt, aber dagegen sprach mein Heiratsurlaub. Ich traf unseren Unteroffizier, unser liebes Glinkchen, gerade noch, als er zum Oberleutnant gehen wollte, um die Namensliste vorzulegen. Ich legte

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Glinkchen meine Heiratsabsichten ans Herz. Und er sprach für mich! Beim Verlesen der Namen fieberte ich mächtig, dann fiel mir ein Stein vom Herzen, ich war nicht dabei!

Die zwölf 'Wiener' brachten wir am 7.12. an die Bahn zum schweren Abschied, war man doch in den vergangenen Tagen so vertraut geworden. Wäre ich mit ihnen gefahren, so hätte ich das Kriegsende in Baden bei Wien erlebt.

Am 15.12.: Es ist unheimlich in Danzig. Aufklärer (Flugzeuge) sind immer da. Seit 14 Tagen erwartet man einen Großangriff.

Man spricht von Urlaubssperre! Während ich Elisabeth zur Bahn bringe, da sie nun Weihnachtsferien hat, bleibe ich in quälender Ungewißheit zurück, ob wir uns zu Weihnachten in Schwarzenberg wiedersehen werden. Am 19.12. wurden wir auf den Führer vereidigt, am selben Abend gab es einen Fliegerangriff, bei dem unsere Kameradinnen an den Scheinwerfern das erste Mal leuchteten. Es gab eine Verwundete und eine Blinddarmreizung (vor Schreck?). Bombardiert wurde Gotenhafen.

Ich war die Einzige der ganzen Batterie, die zu Weihnachten Urlaub bekam! Zwar hatte ich die geforderten Aufgebotsbestätigungen nicht vorlegen können, aber meine zuvorkommende Führerin bürgte für mich, daß ich auch wirklich heiraten würde. Und sie kam nicht in Schwierigkeiten wegen dieser Bürgschaft. Am 21.12. nach der Entwarnung startete ich in Danzig-Heubude, erreichte den normalen Zug nicht, durfte aber in einen Fronturlauberzug steigen. Es war stockdunkel, die meisten Soldaten schliefen, keiner hat mich so richtig wahrgenommen. Wir hatten schon Stunde um Stunde

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

dicht im Abteil zusammengesessen, als einer plötzlich sagte: »Ich glaube, wir haben ein Weib bei uns.« Alles war sofort wach, die Müdigkeit wich einer ausgelassenen Stimmung. Wir fuhren ja zum Heimaturlaub, und als sie herausgefragt hatten, daß es sich bei mir noch dazu um einen Heiratsurlaub handelte, war das »Hallo« riesengroß. Beim Umsteigen in Berlin hatte ich einen großen Bahnhof. Winken, Rufen, Singen, Lachen, Bemerkungen auf beiden Seiten.

Am Abend des 22.12. war ich daheim im Erzgebirge. Am nächsten Tag traf Jürgen ein, am 24.12. kam Jürgens Mutter aus Krakau. Was wir in diesem letzten Kriegswinter kaum für möglich gehalten hatten, es hatte geklappt! Zu Hause war es wunderbar! Ein richtiges Bett und ein warmes Haus, weil Mutti als Ärztin noch immer für die Praxisräume eine Kokszuteilung bekam. Alle Lieben waren zum Heiligen Abend im Erzgebirge beisammen, nur mein Bruder fehlte, er war im Einsatz bei der Kriegsmarine. Am ersten Weihnachtstag war Polterabend, am zweiten Feiertag Hochzeit. Es war zwar bitterkalt, als wir bei blauem Himmel zur Kirche gingen, und Fliegeralarm gab es auch, aber sonst war alles, wie ich es mir vorgestellt hatte. Am zeitigen Abend schlichen Jürgen und ich aus der festlichen Runde und fuhren noch neun Bahnkilometer unserer Hochzeitsnacht entgegen.

Die Tage bis Silvester verbrachten wir in Frankenberg, einer Kleinstadt östlich von Chemnitz gelegen. Während meine Schwiegermutti bei ihrer Schwester und deren Familie in Schwarzenberg blieb, verbrachten wir unsere Flitterwochen in ihrer Wohnung. Ich hatte das Gefühl, dort in ein Paradies geführt zu werden. Mit liebender Hand hatte Mutti Sievers, die ich sehr bewunderte und verehrte,

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

einen Geschenktisch üppigster Art aufgebaut. Es fehlte weder an Champagner noch an Pralinen, Eierlikör und Delikatessen aller Art. In den Jahren ihrer Tätigkeit als Stabsführerin des Roten Kreuzes hatte Jürgens Mutter in Paris, Nantes und anderen großen Städten Frankreichs Soldatenheime eingerichtet und ihr Gehalt jeweils in Dinge umgewandelt, die wir kaum mehr kannten. Da standen elegante Damenstiefel, französisches Parfüm, beste Seifen und vieles andere mehr. Es war, als sollten mir alle Köstlichkeiten dieser Erde vorgeführt werden, damit der anschließende Sturz aus dem Paradies umso tiefer und einschneidender würde. Wenn wir zwei aus den kostbaren Kristallkelchen den echten Champagner tranken (für mich etwas gänzlich ungewohntes), dann mußte ich im Stillen an den grau-bräunlich emaillierten Blechnapf denken, der mich nach dem Urlaub wieder erwartete. Alle Speisen wurden übereinander hineingeschaufelt, am Ende auch noch der süße Nachtisch, und man konnte von Glück reden, wenn es einem gelungen war, den Napf vor dem Pudding kalt auszuspülen.

Silvester verlebten wir wieder in Schwarzenberg, und ohne mein Zutun ging ein Telegramm an meine Einheit in Danzig ab mit der Mitteilung, daß ich wegen starker Erkältung drei Tage später vom Urlaub zurückkäme. Es war mir nicht wohl bei dieser Lüge, aber rückschauend hat sie die Zahl der gemeinsamen Tage, die ich mit Jürgen in unserer Ehe verbringen durfte, von 118 auf 121 erhöht!

Am 5.1.1945 verließen Jürgen und ich das heimatliche Paradies. Der Fünf-Uhr-Zug brachte uns nur bis Werdau, dem unvermeidlichen Umsteigebahnhof auf der Strecke nach Leipzig. Nach sieben Stun-

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

den Aufenthalt in diesem trüben Nest gab es unterwegs Fliegeralarm, aber am Abend erreichten wir Berlin. Die Trennung dort bedeutete ein Auseinandergehen ohne Gewißheit eines Wiedersehens. Fast gleichzeitig verließen wir Berlin, Jürgen vom Wriezener Bahnhof aus, ich vom Stettiner Bahnhof; beide fuhren wir ins Frontgebiet des Ostens. Bei einsetzendem Fliegeralarm saß ich nun einsam im eiskalten Fronturlauberzug, einige Fensterscheiben waren kaputt, die mitreisenden Soldaten alle still, müde und verdrossen. Jetzt gab es kein Erzählen, kein Lachen, es ging zurück in das Grauen. Nach 25-stündiger Bahnfahrt kam ich um sechs Uhr morgens in Danzig an. Beim anschließenden Batterietag (Zusammenkunft der gesamten Batterie mit Schulungen usw.) schlief ich immer wieder ein und wurde zweimal vom Leutnant öffentlich gerügt.

Das Eingewöhnen in die alte primitive Unterkunft gelang mir nicht, aber da blies der Wind plötzlich scharf von einer anderen Seite und zwang mich zur Standhaftigkeit und aufmerksamster Selbsterhaltung, wollte ich nicht in Träumen und Kummer untergehen. Am 8.1.1945 bezogen wir unsere erste Stellung mit vollem Fronteinsatz. Wir wurden alle auseinandergerissen, nur vier von all den Horcherinnen blieben zusammen, aber gottlob waren es welche von denen, die ich von Anfang an kannte.

Unsere Stellung liegt weit draußen, östlich von Danzig. Wir fahren eine halbe Stunde mit dem Bus, müssen dann eine dreiviertel Stunde durch Eis- und Schneefelder laufen. Hier gibt es nichts weiter als ein paar kahle Weidenbäume und ab und zu ein Bauernhaus. Wir vier Horcherinnen schlafen in einer winzigen Baracke außerhalb der eigentlichen Stellung. Wir haben kein elektri-

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

sches Licht, nur eine spärliche Kerzenbeleuchtung. Das Dach ist undicht, es tropft in den Raum. Es gibt keinen Schrank, nur je zwei übereinanderliegende Bettgestelle mit wenig altem Stroh, das platt gedrückt, zerbröckelt und nicht mehr wärmend ist. Ein Holztisch und zwei Stühle, das ist unser ganzes Zuhause. Zwar steht ein kleiner, eiserner Ofen da, aber es gibt keine Kohlen, nur nasses Holz, das nicht brennt. Es ist hundekalt. Um drei Uhr in der ersten Nacht muß ich, klappernd vor Kälte, in die Sachen kriechen, also in den fußlangen, grauen Männermilitärmantel, und Außenposten stehen. Ich kenne die Stellung noch nicht, muß alles erst noch entdecken. Nichts als Eis, Schnee, Stille, Kälte, Nacht. Man wandert also durch die Einsamkeit, mühsam die überschneiten Trampelpfade verfolgend. Da taucht im hellen Schnee ein dunkler Punkt auf, sicher der Maschinensatz, den ich bewachen muß. Dort noch eine dunkle Masse, also der Scheinwerfer. Eine Stunde lang stolpert man so über Stock und Graben, immer von einem Gerät zum anderen. Daran schließt sich eine Stunde Telefondienst in der größeren Baracke an, wo die anderen schlafen und wo es leidlich warm ist.

Hier wohnten die Mädels, die den Scheinwerfer und den Maschinensatz bedienten, ungefähr zwölf an der Zahl. Während solcher Wachen kreisten unser aller Gedanken immer um die Frage: Was tun, wenn plötzlich im Dunkel der Nacht jemand auftaucht? Selbstverständlich hatten wir alle Angst vor so einer Situation auf unserem einsamen Posten in der winterlichen Einöde zwischen Danzig und der näher rückenden Kampffront im Osten. Mein großer Trost war damals die kleine, geladene Pistole, die ich heimlich in der Tasche des großen grauen Mantels trug. Jürgen hatte sie mir gegeben, und während des Hochzeitsurlaubs hatten wir an verschwiegenen Plätzen Pistolenschießen geübt. »Schieße noch einen Russen tot«, hatte

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

er gesagt (Dies entsprang der Mentalität des totalen Krieges.), »dann erschieß dich selbst. Das ist besser als in die Hände der Russen zu fallen.« So war dieses kleine Schießeisen in diesen Wochen mein Halt und Trost geworden.

Ein Soldat hatte uns eine provisorische Lichtleitung von der Hauptbaracke in unsere kleine Nebenbaracke gelegt, welch eine große Freude. Aber schon am nächsten Tag beim Besuch des Oberleutnants gab dieser den Befehl, aus Sicherheitsgründen die Lichtleitung wieder abzureißen. Außerdem verbot er, am Tage in unserer Horcherinnenbaracke Feuer zu machen. Aus Sparsamkeitsgründen wurde dies nur für die Nacht erlaubt. Wir wurden gar nicht mehr warm, nicht am Tage und noch weniger in der Nacht. Ich bekam eine schlimme Blasenentzündung und schaffte es kaum, von meinem oberen Bretterbett vor die Barackentür zu kommen. Dort empfing mich ein eisiger Wind. Er fegte durch alle Fugen, rüttelte und schüttelte an der kleinen Bude, daß wir fürchteten, mitsamt der Unterkunft im Sturm weggerissen zu werden. Schon längst schliefen wir mit allen uns zur Verfügung stehenden Kleidungsstücken am Leib. An Waschen im gefrorenen Wasser war sowieso nicht zu denken.

Kaum war der Oberleutnant wieder weg, legte uns ein Soldat mit Genehmigung des neuen, uns von früher her bekannten Wachtmeisters die Lichtleitung wieder herüber. Dann hatte er noch Erbarmen mit uns, rannte im Dunkeln hin und her und baute uns einen Drahtfunk ein. Nun hing ein kleiner Kopfhörer an der Wand, und wenn wir ganz still waren, hörten wir leise Musik. Welch ein Glücksumstand!

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!